

Blätter aus dem rothen Tagebuche.

Das Leben in größeren Kreisen ist so gestaltet, daß man sein eigenthümlichstes Selbst verschweigen und an Dingen Theil nehmen muß, die uns fremd und gleichgiltig sind. Je tiefer unsere Gefühle, Gedanken und Ansichten, je weniger sind sie zur Mittheilung geeignet. Wir müssen uns gewöhnen, mit Anderen auf der Oberfläche hinzugleiten, ohne Befriedigung, ohne Gewinn, und so droht uns der gesellige Verkehr, der uns Erquickung geben sollte, nicht selten einen Verlust, der dem am fühlbarsten wird, der sich danach sehnt, von jeder seiner Stunden einen geistigen Tribut zu heben. —

Wie oft wandern wir neben einander hin, ohne uns zu kennen, zu verstehen!

Wir genießen die heitere Stunde, die fremde Güte und Anmuth uns bereitet, und ahnen nicht, daß sie oft einem Blumenkranze gleicht, unter welchem sich der traurige Anblick eines Grabes verbirgt.

Eben so lernen wir den Klage laut der eigenen Seele verbergen, und gleiten, einem gewandten Schiffer gleich, mit dem leichten Rachen des Wortes über den bewegten Wellen und den unergründlichen Tiefen unsers Gemüthes gefahrlos dahin. — Es kommen zwar Stunden, wo Seele und Seele sich näher tritt, und sich, wie aus einem Kerkgitter hervorschauend, staunend betrachtet. Aber ein innerer Trieb, eine heilige Scham, das eigenthümlichste Geheimniß unsers Daseyns selbst dem Auge des Freundes zu verbergen, drängt uns immer wieder in die schweigende Tiefe zurück. Wir wollen die größten Schmerzen und die größten Freuden unsers Lebens lieber unverstanden in's Grab nehmen als uns der Gefahr aussetzen, sie erkannt oder entweicht zu sehen, und tragen lieber die traurige Vereinzelung als den eitlen Glückwunsch und das eitle Bedauern.

Die Menschen, oft so gutmüthig und bereit, wo es gilt, den körperlichen Bedürfnissen der Ihren abzuhelfen, — wie sind sie doch oft für die geistigen derselben so blind, so hart, so verschlossen!

Und doch wollen auch diese, gleich jenen, mehr errathen als ausgesprochen seyn, und vielleicht um so mehr, weil das geistige Leben in seinen Bedürfnissen viel zarter, viel verletzbarer, viel schüchterner ist. Was aber ist wichtiger als das geistige Wohlbefinden derer,

die wir lieben? Wahrlich, wer unserer Seele wohlthut, der hat uns das Köstlichste gegeben! O, daß man dieser zarten Forderungen, dieser ernstlichen und stillen Pflichten nie vergäße!

Es gibt eine Einfalt des Herzens, eine Geradheit der Gesinnung, die, indem sie den Menschenkenner unwiderstehlich anzieht, ihn zugleich mit wehmüthiger Rührung erfüllt.

Er kennt das Loos derer, die Kindern gleich mit offenem, harmlosen Gemüth im Kreise der Weltmenschen wandeln. Er blickt auf sie mit derselben Besorgniß, mit der man auf den Spieler schaut, der, seiner reichen Karte vertrauend, sie dem lauschenden Blicke seines Nachbarn nicht verbirgt, während dieser, seine Armuth klüglich verwahrend, aus der Sorglosigkeit des Andern seinen Vortheil zieht und diesen so klüglich benützt, daß seine schlechte Karte dennoch das Spiel gewinnt, während Jener die Geschicklichkeit seines Gegners bewundert, ohne die List zu erkennen, die sich hinter dieser verbirgt.

Unser Urtheil über Andere gibt dem aufmerksamen Beobachter nicht selten das Urtheil über uns selbst. — Wir verstehen nur das, was sich in dem Kreise unserer inneren Erfahrungen begibt, und legen denselben Maßstab an die Handlungen Anderer. Gewöhnliche Naturen hegen Mißtrauen gegen Alles, was über die Grenze ihrer Kraft, ihres Strebens hinausreicht. Gesellt sich heimlicher Neid zu demselben, so entsteht die lieblose Deutung, und da jede Größe meist immer mit Sorglosigkeit gepaart ist, so versendet Jener immer muthiger seine Pfeile, weil kein Widerstand ihm begegnet.

Dies ist der Quell manches Unrechtes und vielfachen Irrthums. Ein geübtes Auge zertheilt das betrügerische Gewebe, aber die Leidenschaft, deren Blick oft befangen ist, fällt in dasselbe, bis ihr Auge gelichtet, die Wahrheit erkennt und das Urtheil der Beschränktheit, der Lieblosigkeit fortan nur dazu dient, ihre eigene Armseligkeit dem eigenen und fremden Blicke zu enthüllen.

Agnes Franz.

G n o m e.

Artige Leute es gibt, die immer so zierlich nicht tanzen;
Aber Niemand gut tanzt, dem nicht auch Alles wohl läßt.

— ♪ —